sich vom weichen, warmen Wind streicheln und schmeicheln lassen, wollte mit den wandernden Wolken, den weitgereisten, Zwiegespräche halten, und sein Blick sollte weit in die Ferne schweifen über reifende goldgelbe Aehrenfelder, knickumrahmte Wiesen und Weiden, stille Seen und blauende Wälder, bis alle Farben und Formen im taubengrauen Dunst verschwanden. —

Oh, wenn er sich das alles ausdachte und alles sein Eigen nennen könnte, dann kannte sein für alles Große u. Schöne empfängliche Gemüt keine Grenzen; dann müßte er, voll von überquellendem Glücksgefühl, dem Schicksal so heiß so inbrünstig danken, daß es ihn so reich beschenkt hatte. —

So malte sich dieser merkwürdige Wulf Reimer, dem es in der Großstadt nicht mehr gefiel, sein Heim, seine Heimat aus.

Ob sein großes Sehnen wohl einmal gestillt werden wird? —

Ich wünsche es dir, Wulf Reimer!

—⊙—

Der unverzollte Kochherd

Eine erheiternde Geschichte aus dem Grenzleben an der Saar.

Von J. M. Ludwig Müller.

Es war in der Zeit, als es noch verboten war, mit Zwiebeln und Kohlrüben zwischen Elsaß-Lothringen und dem Saargebiet zu handeln, als der Bauer Ruschewäng von Dingswoda über die Grenze kam, um sich in dem benachbarten deutschen Saargrenzstädtchen beim Eisenhändler Rost einen neuen Kochherd zu kaufen.

„Guten Tag, muhsiö Ruschewäng!"

Rost war froh, daß er mal wieder einen guten deutschen Kochherd an einen ehemaligen Landsmann verkaufen konnte. So lud er einen solchen Kücheherd mit seinen vernickelten Stangen und Füßen dem Ruschewäng auf den mitgebrachten Kartoffelkarren, ohne darüber besorgt zu sein, wie der Lothringer mit seinem Einkauf, den er gleich bar bezahlt hatte, glücklich über die Zollgrenze kommen wollte. Ruschewäng war also ahnungslos nach der Stelle zurückgefahren, wo die blauweißroten Schlagbäume ihm tatsächlich die Durchfahrt nach Dingswoda verhinderten. Die Zöllner erschienen und erblickten mit bösen Mienen den „bosch", nämlich den deutschen Kochherd.

„Das muß werden verstollt", näselte der eine Beamte, der jedenfalls nach seiner Aussprache früher schon einmal ein guter Deutscher gewesen war. Ruschewäng kratzte sich verlegen hinter den länglichen Ohrmuscheln, so daß seine staubige Schirmkappe ihm bedenklich in die Stirn fiel. Doch was half es, daß er den Zöllnern hoch und heilig versicherte, er habe nicht gewußt, daß ein deutscher Kochherd aus dem Saargebiet nur verzollt nach Lothringen eingeführt werden könnte — er mußte den Kochherd eigenhändig von seinem Karren abladen und ihn im Zollhäuschen unterstellen. Geld hatte er keines mehr bei sich, so mußte der kostspielige Einkauf als Zollpfand zurückbleiben. Ruschewäng war bald nach Dingswoda heimgekommen und hatte den Seinen nur sein Pech erzählen können. Aber einen Ackerknecht hatte der Bauer, den „Schieberschang", wie er im Dorfe hieß, den zog er zu Rate und fragte ihn, wie man die Zollbeamten hintergehen könnte. Der Knecht pfiff eine Weile seine Backen auf und besprach dann ganz leise mit dem Bauern einen Plan, den sie zur Ausführung bringen wollten. Zur Bekräftigung ihres Geheimabkommens schüttelten sie sich juchzend bei den Schultern, daß Mutter Ruschewäng und die Kinder, die in der Stubentüre warteten, sie beide für närrisch hielten.

Am anderen Morgen fuhren der Bauer und sein Knecht anstatt aufs Feld hinaus nach der Grenze. In einem kleinen Wäldchen, das an einer Wegkurve unweit des Zollhäuschens ein gutes Versteck bot, hielt der Bauer mit seinem Karren und wartete dort . . . na, bis die Geschichte „klappen" sollte. Schieberschang, das war der intelligenteste aller Ackerknechte, bewaffnete sich mit einem leeren Kartoffelsack und trollte gemütlichen Schrittes der Grenze zu. Er wurde nicht einmal angehalten; so spazierte er fürbaß nach des Saargebietes deutschen Gauen hinüber, bis er für die Zöllner außer Sicht war. Schnell sprang er dort in einen Chausseegraben, wo gerade mächtige Brennesselstauden standen. Von diesen Pflanzen — er faßte sie nur vorsichtig von unten nach oben an — riß er sich ein gehöriges Bündel zusammen und stopfte damit den mitgebrachten Sack voll und prall aus. Es hatte keine halbe Stunde gedauert, da kam er seines Weges wieder in die Nähe des Zollhäuschens zurück, wo die Zöllner bereits auf ihn warteten. Diese spähten durch das offene Schiebefenster dem Ankömmling entgegen und flüsterten sich etwas zu.

„Abä, — Tabak schiebt dies Mensch!"

„Wir werden untersuchen sein Sack und Halte-la rufen!"

Als ob Schieberschang das nicht geahnt hätte! — Der bog plötzlich vom Wege ab und floh schnurstracks über die Felder davon, über die Grenze — und sah sich nicht wieder um. Das zu beobachten und dem frechen Schmuggler nachzustürmen, war für die Zollbeamten eins. Querfeldein ging die Jagd wohl eine gute Viertelstunde lang, ehe sie den Schieberschang durch Zurufe zum Stehen bringen konnten.

Endlich stand er, abgehetzt, Schaum vor dem Munde.

„Warum Sie laufen weg über das Grenze?!" Schieberschang fühlte sich durch den ersten der Verfolger unsanft beim Kripps gepackt.

„Mä, ech hott jo net gewoscht, dat Dir muhstös hinaar (hinter) mir herrennen!" erwiderte er mit kurioser Trockenheit und stellte seinen Sack neben seinen Füßen in eine Feldfurche. Ihres „großen Fanges" gewiß, stürzten sich die beiden Beamten übereifrig über den Sack her, und sie vergruben förmlich — jeder seine beiden Hände in die Sacköffnung. Potztausend! Ebenso schnell zogen sie ihre Hände wieder heraus. Sie hatten sich an den Brennesseln die Pfoten ganz unangenehm verbrannt. Krebsrot vor Zorn schrie der eine den lächelnd dastehenden Schieberschang an.

„Wo haben du das Tabak?"

„Im Sack!" bekamen sie zur Antwort; der Sprecher verlor nicht im geringsten seine Ruhe. Die Beamten vermuteten also, daß der Knecht doch Tabak, vielleicht unter den Brennesseln versteckt, tief in den Eingeweiden des Sackes vergraben hätte, und schütteten den ganzen Inhalt auf die Erde. Dabei kamen sie beim Durchstöbern des Inhaltes immer mehr mit den gefährlichen Brennesseln in unangenehme Berührung, so daß sie zuletzt ihr vergebliches Suchen einstellen mußten und mit bösen Gesichtern ihre schmerzenden Hände rieben.

„Aber, wo hast du Tabak? Du hast gelügen, du Lump!"

Da senkte Schieberschang seine tellerförmige Bauernfaust in die Hosentaschen und zog daraus ein kleines, fast gänzlich leeres Tabaksbeutelchen zum Vorschein.

„Ech hann jo gesaht (gesagt), dat ech den Tuwak em Sack han! Ech kommt jo net gewoscht hann, dat Dir mein Peiff voll Tuwak em Krompersach (Kartoffelsack) suchen." — Und er bot ihnen freundlich seinen geringen Tabakvorrat an, der leider nicht verzollbar war. Aergerlich darüber und mit üblen Scheltworten, jedoch ohne Strafe ließen die Zöllner den Schieberschang davonziehen. Sie selbst gingen zum Zollhäuschen zurück.

Was war aber da inzwischen geschehen? Die Tür stand sperrangelweit offen, und aus der Stube war der am Vortage beschlagnahmte deutsche Kochherd verschwunden. Spurlos fort! Wohin der gekommen war, wußte außer dem Bauern Ruschewäng und seiner Frau nur der pfiffige Ackerknecht, der Schieberschang, der den Plan zu diesem Feldzuge entworfen hatte. In der Zwischenzeit nämlich, als die beiden Zollbeamten dem Schieberschang nachgelaufen waren, hatte der Bauer seinen Kochherd aus dem Zollhäuschen herausgeholt, auf seinen Karren geladen und war damit nach Hause gefahren. Alle Nachforschungen blieben bis heutigentags erfolglos, ja, der Bauer hatte seinen Herd nicht wie üblich in der Küche, sondern auf dem Speicher aufgestellt und dort an den Rauchfang angeschlossen. Wenn's aber heute über dem Ruschewäng'schen Bauernhaus so recht feierlich „dämpft", und der Schieberschang kommt mit der Hacke oder der Sense vom Feld in Begleitung seiner Tagelöhner heim, dann prophezeit er allemal vertraulich, jedoch ohne das Geheimnis des deutschen Backherdes preiszugeben: „De Mamm' Ruschewäng backt wie'n Konditor appart,

Mä, ech wett', es gebt Kneddel noch pälzischer Art!"

—⊙—

Die südwestdeutschen Erdbeben

Von Rudolf Hundt.

Unter den deutschen Landschaften sind besonders das Vogtland und Südwestdeutschland durch Bebentätigkeit ausgezeichnet. Erst kürzlich haben uns die Zeitungen von beachtenswerten Erdbeben in Südwestdeutschland gemeldet. Die Ausbreitung der letzten süddeutschen Erdbeben erinnert an die früheren Beben am 26. November 1911 und am 20. Juli 1913.

Erdbeben können durch verschiedene geologische Erscheinungen ausgelöst werden. Man findet Erdbeben in Begleitung von vulkanischen Ausbrüchen, oder sie treten auf, wo in der Erde Mineralien in größerem Maßstabe ausgelaugt wurden, oder aber sie häufen sich dort, wo die Erde infolge früherer Gebirgsbildungsprozesse Spalten und Klüfte in größerer Anzahl aufweist. Diese letztere Bebenart nennt man tektonische Beben, und die süddeutschen Beben, die wir im Dezember 1924 erlebten, sind solche tektonische Erdbeben.

Am 11. und 12. Dezember 1924 konnte man von Freiburg bis hinauf zum Schwarzwald einen Erdstoß von 60 Sekunden Dauer verspüren. Die Häuser erzitterten in ihren Grundmauern, die Fenster und Türen klirrten. In der Ostschweiz, vom Vierwaldstätter See bis zum Bodensee im Kanton Thurgau bemerkte man das Beben in ziemlicher Heftigkeit. In Heidelberg verspürte man die Erschütterung nur schwach. In Linz an der Donau trat es mit solcher Heftigkeit auf, daß die Türen aufsprangen. Die Linzer Donuhr geriet durch die Erschütterung aus dem Gleichgewicht und zeigte nach dem Erdbeben eine Viertelstunde Verspätung an. In Karlsruhe und Stuttgart verspürte man das Beben besonders in den höher gelegenen Häusern, und hier war es am 12. Dezember mit starkem Geräusch verbunden.

Ende Juni 1926 wurde die Schweiz, die Bodenseegegend, das badische Land erneut von Erdbeben heimgesucht. In Breisach am Rhein bildeten sich sogar klaftertiefe Spalten und Risse in den Straßen. Auch bei Singen und am Hohentwiel wurde das Beben stark gespürt. Im südlichen Baden war der größte Erdstoß am Kaiserstuhl und in der Rheinniederung.

Es ist seit langem bekannt, daß das oberrheinische Gebirgssystem, die schwäbisch-fränkische Juratafel, der Rieskessel, das Bodenseegebiet Sitz von jetzt noch vor sich gehenden Bodenbewegungen ist. Aus den Feinnivellements von M. Schmidt wissen wir ja, daß sich die Alpen auch heute noch herausheben. Und A. Penck hat uns in verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten gezeigt, daß auch in der Eiszeit die Alpen nicht ruhig gewesen sind. Wir wissen zum Beispiel auch, daß im Bodenseegebiet neuzeitliche Schollenverschiebungen vor sich gehen. Von den Orten Triberg, Hornberg, Waldshut, Kleinlaufenburg wissen wir, daß sie sich seit dem Jahre 1880 um 4—12 Zentimeter gesenkt haben. Die Schmidt'schen Untersuchungen haben gezeigt, daß sich die Entfernung von München nach den im Südosten am Rande der Alpen gelegenen Dreieckspunkten in den Jahren 1801 bis 1855 um 14 Zentimeter und in den Jahren 1855 bis 1905 um 12 Zentimeter verkürzt hat. Es ist auch seit den Untersuchungen von Schmidt und Wilser bekannt geworden, daß nur die Alpen und Pyrenäen in gleicher Höhenlage geblieben sind, „während das ganze übrige Frankreich aber einer Senkung unterliegt, die um so stärker ist, je mehr man der Nordseeküste näher kommt."

Diese unter unsern Augen fortwährend vor sich gehenden Senkungen und Hebungen werden, wie uns die Erdbeben der letzten Jahre in Südwestdeutschland gezeigt haben, von Perioden erhöhter Erdbebentätigkeit unterbrochen. Das kommt daher, weil diese langsam vor sich gehenden Hebungen und Senkungen Spannungen auslösen, die plötzlich einmal durch Bebentätigkeit gewaltsam zutage treten.

Man hat früher gedacht, daß die Alpenheraushebung die Ursache dieser Erscheinung wäre. Neuere Forschungen, die vor allen Dingen von A. Sieberg in Jena bekannt geworden sind, haben uns eine andere Erklärung nahegelegt. Nach seiner Meinung ist nicht der Alpeneinfluß Ursache der mitteleuropäischen Erdbeben, „sondern die Versenkung der Mittelmeerschollen, namentlich der ägäischen und jonischen."

Wenn man für die Zukunft der südwestdeutschen Erdbeben etwas aussagen will, so muß man nach den wissenschaftlichen Ergebnissen sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß sich diese Beben immer wiederholen können. In den immer wieder vor sich gehenden Hebungen und Senkungen, in der Erdbebentätigkeit, in der Tatsache, daß gerade in Südwestdeutschland eine große Menge von Mineralquellen fließen, liegt begründet, daß die Schollenverschiebung immer noch nicht ausgeglichen ist. Es wird Aufgabe unserer seismischen Beobachtungsstationen sein, möglichst alles an Beobachtungen über Beben der Vergangenheit und der Jetzzeit zu sammeln, damit ein umfassendes Beobachtungsmaterial das beste Rüstzeug für das Verhalten bei künftigen Beben wird.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 33 Mittwoch, 18. August 1926

Dem deutschen Elsaß

Straßburg, Stadt der deutschen Lieder,
Heute schwer gebeugt ins Joch:
Zwang uns Uebermacht auch nieder,
Geistig bleibst du unser doch!
Aufrecht ragend, ernst und finster,
Träumend von entschwundner Zeit,
Starrt herab das stolze Münster
Auf zerstörte Herrlichkeit.

Ach, wo sonst in heiterm Chore
Fleiß mit Frohsinn sich verband,
Flattert jetzt die Trikolore
Prahlerisch in welscher Hand!
Deutsche Aecker, deutsche Wälder
Stehn in der Franzosen Bann,
Und die reiche Frucht der Felder
Reift für fremdes Volk heran.

Doch getrost! Ob auch Entzweiung
Noch uns schwächt und hadernd trennt:
Einmal winkt uns die Befreiung,
Die Parteigezänk nicht kennt.
Denkt der unterdrückten Brüder
Drum mit jedem Herzenschlag:
Bis die Sonne leuchtet wieder
Sieghaft am Vergeltungstag!

Max Stempel.

Freier Weg nach Ostpreußen und Danzig

Den vielen Zeichen treuer Sorge des Reichs und Preußens um seine große östliche Landinsel ist in diesen Tagen ein neues, besonderes eindrucksvolles hinzugefügt worden — ein regelmäßiger Passagierdienst zu Wasser zwischen dem Reich und der Ostmark.

Seit im Versailler Vertrag die Verstümmelung des deutschen Reichsgebietes beschlossen worden ist, hat sich eine fremde Gewalt breit quer über den deutschen Osten gelegt. Der größte Teil der Provinz Westpreußen ist polnischer „Korridor" geworden. Ostpreußen und vom Mutterlande abgeschnitten worden. Gleichzeitig ist das heutige Gebiet von Danzig aus Westpreußen herausgenommen und gegen den Willen seiner Bevölkerung zu einem selbständigen Staat gemacht worden. So ist das Land, das verbindet, Kluft geworden, die trennt. Die paar schmalen Eisenbahnstränge, die darüber hinwegführen, sind Notbrücken, die nur mit Zustimmung einer fremden Staatsgewalt begangen werden können.

Aber das Meer ist frei. Es läßt sich nicht durch Grenzpfähle und Militärkordons willkürlich in Stücke zerteilen. Das alte hansische Meer, die Ostsee, verbindet, was künstlich getrennt ist. Das Meer läßt sich nicht hindern, seine Arme um die deutschen Gestade des Ostens zu breiten. Es fügt und bindet zusammen, was durch machtpolitische Grenzlinien widernatürlich zerstückelt worden ist.

Als durch Volksabstimmung über das nationale Schicksal des restlichen Westpreußens und eines Teiles Ostpreußens entschieden werden sollte, bildeten deutsche Schiffe über die freie See eine freie Brücke, über die der Zug der Zehntausend flutete, die zur Rettung ihrer bedrohten Heimat vom Innern des Reiches nach dem Osten eilten. Seitdem haben einige kleinere Schiffe im Sommer die Verbindung mit der östlichen Reichsmark auf der Wasserseite aufrechterhalten.

Nun ist von Reich und Preußen gemeinsam eine große weiße Brücke von Swinemünde über Danzig bis Pillau geschlagen worden. Vom Stettiner Haff zur Danziger Bucht und zum Frischen Haff wird fortan ein regelmäßiger Personenverkehr durch neue stattliche Schiffe gesichert. Das erste der beiden großen Schiffe hat den Dienst bereits aufgenommen. „Hansestadt Danzig" heißt es. Der Name ist Symbol. Er sagt unsern Brüdern in Danzig, daß wir sie niemals vergessen können, daß wir dauernd für ihr Land fühlen, das durch deutsche Sprache und deutschen Geist belebt ist. Auch für die Danziger ist diese freie Brücke zum Mutterland gebaut. Wie gut ist das von den Danzigern verstanden worden.

Die „Hansestadt Danzig" hat am 17. Juli ihre erste Fahrt gemacht. Am Kai von Swinemünde hatten sich in den Nachmittagsstunden Tausende und Abertausende Menschen versammelt. Das mächtige, weißglänzende Schiff lag breit und wuchtig in den Fesseln der Trossen. Neunhundert Menschen an Bord. Die Musik spielt frohe deutsche Weisen. Pünktlich ½8 Uhr abends werden die Fesseln gelöst. Die Hauptmotoren beginnen zu hämmern, und langsam löst sich das Schiff vom Ufer, um den Weg zur See zu gewinnen. Tücherschwenken, frohes Glückwunsch- und Abschiedrufen. Auf dem danebenliegenden Schulschiff ist die gesamte Mannschaft auf die Wanten geentert, wie lebende Pyramiden baut sich's an den Masten hoch. Ein dreifaches Hurra wünscht glückhafte Fahrt. Und als die „Hansestadt Danzig" schon die offene See erreicht hat, winken noch immer tausende Tücher von den Ufern Usedoms und Wollins. Auf hoher See traf ein Begrüßungstelegramm des Reichsverkehrsministers an Bord ein.

Am anderen Tag früh nähert sich das Schiff dem Gestade des Freistaats Danzig. Es hält direkt auf die Seebrücke von Zoppot, dem lieblichen Seebad, zu. Die Brücke ist mit Girlanden und Fahnen reich geschmückt. Weit vor der Brücke ist eine Schwimmerriege in gerader Front am Wege des Schiffes angeschwommen. Als die „Hansestadt Danzig" die Reihe passiert, schallt es aus dem Wasser herauf: „Der „Hansestadt Danzig zu ihrer ersten Fahrt ein kräftiges: „Gut Naß!" Motorboote, Segler, Ruderboote kommen heran und geben dem Schiff das Ehrengeleit zum Kopf der Brücke. Die Brücke ist gedrängt voll Menschen, die in laute Rufe der Begeisterung ausbrechen. Die Polizeikapelle spielt, ein Männerchor singt Lieder des Bekenntnisses zum Deutschtum und Lieder voll Schmerz über die Trennung vom Mutterlande. Der Oberbürgermeister von Zoppot spricht in warmen Worten von der nationalen und verkehrspolitischen Bedeutung dieses neuen Schiffsdienstes und dankt dem Mutterlande für diesen neuen Beweis der Zuneigung und Fürsorge. Ein Direktorialmitglied des Norddeutschen Lloyd, der den Betrieb des Schiffes übernommen hat, dankt ihm und der Bevölkerung für den festlichen Empfang. „Muß i' denn, muß i' denn" spielt die Polizeikapelle, als das schimernde Schiff sich wendet. Am Hauptmast steigt die Flagge des Danziger Staatspräsidenten. Der Präsident ist an Bord gekommen, um als Ehrengast des Norddeutschen Lloyd die Fahrt nach dem ostpreußischen Pillau mitzumachen.

Gegen Mittag taucht am Horizont die Stadt Pillau auf. Mit frohem Wimpelschmuck kamen ein Regierungsdampfer und einige andere Fahrzeuge zum Gruß hinausgefahren. Hurra- und Freudenrufe. Und dann an lebhaft grüßenden Menschen vorbei in den Hafen. Die nüchterne Festungsstadt hat ihren Festtag. Aus den offiziellen Begrüßungs- und Dankreden klang die frohe Genugtuung über die neue Schiffsverbindung, die ein Wahrzeichen für den tatkräftigen Willen des deutschen Volkes sei, Ostpreußen und dem Freistaat Danzig einen sicheren und freien Weg zum Mutterlande zu schaffen.

Die „Hansestadt Danzig" ist ein modernes Schiff mit allen Bequemlichkeiten, die die moderne Schiffsbaukunst zu geben vermag. Sie ist 80 Meter lang und hat einen 3,8 Meter Tiefgang. Zwei große Diesel-Motoren mit einer Kraft von 5000 PS geben die Antriebskraft für die beiden Schrauben. Sie fährt mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 24 Kilometer in der Stunde. 1000 Passagiere haben Platz auf den weiten Decks, in den Wirtschaftsräumen und Salons. In den 60 Schlafkabinen stehen 120 Betten zur Verfügung. Das Schiff macht zweimal wöchentlich den Weg nach Ostpreußen und zurück. Es ist auf der Vulkanwerft in Stettin im gemeinsamen Auftrage des Reiches und Preußens gebaut und wird vom Norddeutschen Lloyd betrieben. Damit ist volle Gewähr für Sicherheit und Pünktlichkeit des Betriebes der Linie gegeben.

Ein Schwesterschiff, das den Namen „Preußen" trägt und der „Hansestadt Danzig" in allen Einzelheiten gleichen wird, geht in den Oderwerken in Stettin der Vollendung entgegen, und soll im September in Dienst gestellt werden.

—⊙—

Westindien als Wirtschaftsgebiet

Von Dr. Walter Hagemann, z. Zt. Panama.

Langsam, aber unaufhaltsam dringt der Einfluß der Vereinigten Staaten nach Mittelamerika vor. Nachdem sich die Union in Panama eine feste Basis geschaffen hat, beginnt sie das dazwischenliegende Landgebiet mehr und mehr in ihre Hände zu bringen. Das System des Vordringens ist weniger ein kaufmännisches als ein kolonisatorisches. Die Nordamerikaner begnügen sich nicht damit, wirtschaftliche Einflußsphären zu schaffen, sondern sie kaufen anbaufähiges Land und Minengebiete in großem Umfange an und beuten diese mit Hilfe des Dollars in überraschend kurzer Frist aus. Unter den großen amerikanischen Gesellschaften, die sich vorwiegend mit der Plantagenwirtschaft befassen, marschiert die United Fruit Co. an der Spitze, welche seit zwanzig Jahren mit Erfolg bestrebt ist, den Südfruchthandel Westindiens vollständig in ihre Hände zu bekommen. Ungeheure Bananen- und Ananaspflanzungen sind von dieser Gesellschaft an den Küsten von Venezuela, Columbien und Mittelamerika angelegt worden. Die Menge der Früchte, welche diese Gesellschaft allein aus ihren Pflanzungen in zwei kleinen zentralamerikanischen Republiken, Puerto Rico und Guatemala, gewinnt, beziffert sich auf über 25 Millionen Bananenbündel pro Jahr. Die Pflanzungen sind technisch und sanitär mustergültig angelegt und haben einen gewaltigen Stab von nordamerikanischen Beamten und Angestellten nach Westindien

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: „Sport-Illustrierte“ monatlich 1,50 RM, „Frauenland“ monatlich 1,50 RM, „Jugend“ monatlich 1,50 RM, zuzüglich bei der Post 36 Pfg. Postgebühr. Anzeigen die 8gespaltene Millimeterzeile 10 Pfg.

Nr. 193

Frankfurter Illustrierte

gezogen. Mit ihrer Flotte von über 50 Transport- und Passagierschiffen bedient die United Fruit alle, auch die kleinsten westindischen Hafenplätze, und hat damit zugleich das Monopol für die Personenbeförderung nahezu an sich gerissen. Ihr gehören Hafenanlagen und große Bahnlinien, sie fördert ihr eigenes Petroleum und produziert ihre eigenen Nahrungsmittel. Sie spielt heute in Westindien die Rolle, welche die Koninklyke Paketvaart Maatschappy in Niederländisch Indien od. die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der Mandschurei spielt.

Die deutschen Wirtschaftsinteressen sind in Westindien von Jahr zu Jahr im Wachsen begriffen. Diese Erfolge verdanken die deutschen Kaufleute ihren alten Wirtschaftsbeziehungen, sowie dem bewußten Bestreben weiter Kreise dieser Republiken, ein wirksames wirtschaftliches Gegengewicht gegen die Vereinigten Staaten zu schaffen. In Ländern wie Guatemala und Columbia steht der deutsche Kaufmann an erster Stelle und auch in Costa Rica gehören deutsche Namen zu den geachtetsten des Landes. Plantagen sind nur in beschränktem Maße in deutschen Händen. Es fehlen Deutschland die großen Aktiengesellschaften, welche wie die nordamerikanischen, mit unbegrenztem Kapital arbeiten und daher ihre Anbauunternehmungen auf breitester Basis aufbauen können. Von den großen deutschen Schiffahrtslinien unterhält nur die Hapag einen regelmäßigen allmonatlichen Verkehr nach Westindien. Ihre Dampfer bedienen die gesamte Nordküste Südamerikas von Trinidad westwärts und in Zentralamerika nordwärts bis Puerto Barrios in Guatemala. Ein wichtiger Verkehrsweg, der gegenwärtig infolge des niedrigen Wasserstandes des Magdalenstromes den einzigen Zugangsweg nach Bogota, der Hauptstadt Columbiens, darstellt, ist die Junkersfluglinie von Baranquilla nach Bogota, deren Plätze, wie ich höre, immer auf Wochen hinaus vermietet sein sollen. Leider ist es den Deutschen noch nicht gelungen, in den Hafenstädten des Panamakanals, Cristobal und Balboa, festen Fuß zu fassen, hier herrscht der nordamerikanische Kaufmann uneingeschränkt.

Große Zukunftsperspektiven für Westindien eröffnen die Oelfunde in der Gegend von Maracaibo im westlichen Venezuela. Die dortigen Quellen werden von der Dutch Shell Co. ausgebeutet, welcher in der Standard Oil Co. eine gefährliche Konkurrenz entstanden ist. Vorläufig wird der Verkehr mit diesen Gebieten noch mit flachgehenden Küstendampfern von Curacao aus vermittelt, doch ist es nicht zweifelhaft, daß früher oder später durch Vertiefung der Wasserstraße ein direkter Zusahrtsweg für Ozeandampfer geschaffen wird.

Es ist bemerkenswert, daß das westindische Festland auf Kosten der Inselwelt mehr und mehr an wirtschaftlicher Bedeutung gewinnt. Während früher Trinidad, Curacao, Santa Domingo wichtige Umschlagsplätze für die Produkte des Festlandes darstellten, die mit Küstendampfern hier versammelt wurden, bedienen heute fast alle großen Linien die Festlandrepubliken direkt unter Ausschaltung jener Zwischenhäfen, die in einem langsamen wirtschaftlichen Rückgang begriffen sind. Auch Haiti hat seine alte Vormachtstellung verloren, und Cuba verdankt seine wirtschaftliche Blüte vor allem nordamerikanischem Kapital.

Mexiko liegt außerhalb dieser wirtschaftlichen Interessensphäre der Union. Die politischen Wirren haben es den Fremden schwer gemacht, Kapital mit Erfolg zu investieren, und die Durchführung der Enteignungsparagraphen von Queretaro schreckt von weiteren wirtschaftlichen Experimenten ab. Die ungeheuren wirtschaftlichen Leergebiete Mexikos locken heute keine Fremden mehr, u. über das Land ist als Antwort auf seine fremdenfeindliche Maßnahmen ein verhängnisvoller Wirtschaftsboykott von angelsächsischer Seite verhängt worden. Nur zwei von den zahlreichen westindischen Linien bedienen regelmäßig die mexikanischen Küstenplätze; die wenigen Häfen des Landes, darunter Veracruz, sind in den Bürgerkriegen völliger Verwahrlosung anheimgefallen, und nur Tampico hat infolge des amerikanischen Petroleumkapitals eine gewisse Scheinblüte zu verzeichnen. Die wirtschaftliche Zukunft Mexikos hängt von der Entwicklung der politischen Verhältnisse des Landes und den Maßnahmen der Nordamerikaner ab. Ganz Mittelamerika ist heute Kolonialland der Union und ohne den Dollar ist dort nicht der kleinste wirtschaftliche Erfolg zu erreichen. Das drückt sich äußerlich schon in der Währung dieser Länder aus, die einen bestimmten leicht zu errechnenden Standardkurs zum Dollar hat und eigentlich nur eine Anweisung auf amerikanische Währung darstellt.

Alpenglühn

Von K. Jenssen.

Wenn der Deutsche nach der Schweiz reist, und sich den weißroten Grenzpfählen nähert, so sucht er mit begierigem Blick nach den „Gletschern“, und diese wiederum erscheinen ihm am schönsten im Alpenglühn. Da muß denn von vornherein einer Verwechselung vorgebeugt werden: ein Schneeberg ist kein Gletscher u. ein Sonnenuntergang ist kein Alpenglühn. Schneeberge sind solche Höhen, die über der Schneegrenze von 2700 Metern liegen, auch im Juli und August den Schnee nicht verlieren, aber keine Eisfelder haben und sich im allgemeinen jahrein, jahraus gleich bleiben. Gletscher sind Schneeberge, in steter Veränderung begriffen, mit sich verschiebenden, fast ausnahmslos zurücktretenden Eisfeldern.

Das ziemlich alltägliche Schauspiel eines Sonnenuntergangs ist kein Alpenglühn. Das Alpenglühn ist vielmehr eine seltene Erscheinung. Um es vom Sonnenuntergang zu unterscheiden, gibt es ein einfaches Mittel: es tritt erst nach dem Sonnenuntergang ein. Der Abendhimmel pflegt sich an solchen Tagen ziemlich indifferent zu verhalten. Kein dunkler Sonnenball, keine Rosenwölkchen, kein plötzlicher, aus der Dämmerung brechender Strahl; alles scheint schon vorüber: da, in jähem Leuchten rötet sich die weiße Bergspitze, und selbst der nackte, schneelose Grat ragt in Glut getaucht gen Himmel. Dann versinkt alles in Nacht.

Wie können wir nun diese Erscheinung erklären? Auffallen muß, daß sie sich zu jeder Jahreszeit ereignen kann. Kälte und Hitze kommen also nicht in Betracht. Man hat ferner das Alpenglühn bei wolkigem und wolkenlosem Himmel beobachtet. Alle eine Höhe von 3000 Metern erreichenden Berggipfel können vom Alpenglühn erleuchtet werden. Mit der angegebenen Höhe ist freilich schon gesagt, daß nicht bewaldete oder grasbewachsene Höhen, sondern nur Schnee- oder Eisfelder und nackte Steinmassen in Betracht kommen. Das führt uns auf den Gedanken, daß es sich um eine Lichtbrechung handeln muß. Eine Lichtbrechung muß insofern vorhanden sein, als das Licht der untergegangenen Sonne dem Berggipfel nicht unmittelbar zukommen kann. Denn wenn vorher gesagt wurde, das Phänomen finde nur nach Sonnenuntergang statt, so meinten wir damit, daß die Sonne nicht nur für den auf einer Höhe von 500 oder 1500 Metern befindlichen Beschauer, sondern auch für den Berg selbst untergegangen sein muß. Da aber das Alpenglühn doch nur etwa eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang, nicht später, möglich ist, so schließen wir daraus, daß die Sonne ihre Strahlen noch in höheren Atmosphären unsrer Halbkugel zu senden vermag, daß also Berge von 5000 und mehr Metern Höhe diese Strahlen noch unmittelbar erhalten.

Diese Strahlen der für die sämtlichen Bewohner unsrer Halbkugel untergegangenen Sonne brechen sich in ihrer Atmosphäre, die vielleicht nicht für uns, wohl aber für den Brechungspunkt in jenem Augenblick, außerordentlich dunstig und dicht sein muß. Von dem undurchsichtigen Brechungspunkt verteilen sich die Strahlen aufs neue und treffen die weißen oder hellbraunen Schnee- oder Gefreinsmassen. So dicht und schwer durchdringlich die Luft am Brechungspunkt, so dünn und durchsichtig sind die Schnee- und Eismassen. Hier werden die sekundären Strahlen aufgesaugt, und es entsteht ein roter Glühkörper, den man annähernd mit Glühlampen und Glühstrümpfen vergleichen könnte, und den wir als Alpenglühn bewundern. Das Glühen der Felsenmassen ist bei gleicher Höhe naturgemäß weniger intensiv weil sie die Strahlen schlechter auffangen als Schnee und Eis.

Die Menge der Fremden und Einheimischen hat in der Regel für das Alpenglühn eine stürmische, in Interjektionen, Superlativen oder ergriffenem Schweigen sich kundgebende Bewunderung. Man glaubte darum noch nicht, daß es eine in seiner überwältigenden Schönheit unbestrittene Naturerscheinung sei. Es gibt viele feinempfindende und künstlerisch angelegte Menschen, die ihr um der Intensität und des scharfen Kontrastes mit der Umgebung willen recht gleichgültig gegenüberstehen und zum Beispiel das falsche Alpenglühn mit seinem blasseren Rot oder den violetten Lichteffekt vor Anbruch der Nacht in seinen müden, stilleren Farben bei weitem vorziehen.

Die Alpenmaler haben sich natürlich ein so farbenprächtiges Moment im Leben der Bergwelt nicht entgehen lassen und das Alpenglühn des ersten Sonnenstrahls auf der Gletscherhöhe so oft festgehalten, wie den Sonnenuntergang und das „richtige“ Alpenglühn. Wie das Alpenglühn ein letzter Gruß des Lichtes vor der Nacht und die Konzentration einer gewaltigen Lichtmenge im Augenblick ihres Verschwindens ist, so möchte auch der Mensch sein ganzes Lebenstagewerk in einer letzten schönen und großen Tat zusammenfassen, die sein Wollen und Fühlen für alle spiegelt, die ihn liebten und sein Scheiden beweinen. Dieses Gefühl der Verwandtschaft einer Naturerscheinung mit einer seelischen Bewegung und einem unausgesprochenen Gedanken mag eine große Rolle in unserer Freude am Alpenglühn spielen.

Wenn der Wald stirbt

Skizze von Rudolf Behrens.

Im Sturmwetter raste die Zeit. Drei apokalyptische Reiter jagten wie Hagelschlag über die blühende Erde und zerstampften das Leben. Nun bestieg auch ihr vierter Kumpan sein Roß und schürte die Not vor den Türen der Menschen.

Abbentheeren verspürte sie. Das drohende Gespenst riß jede Frucht, jede volle Schale aus den Schwielen seiner Hände und warf sie unter eine wilde Meute. Nichts verblieb dem Eikhofbauern, um die schwere Wirtschaftslast zu lichten. Der jahrhundertalte Hof erzitterte in seinen Grundfesten von dem Wahnsinnstritte der teuflischen Gesellen, deren Anblick eine Wüste schuf. Selbst die Menschenwurden Furien und geißelten mit Gier- und Habsuchtspeitschen ihre Seelen.

Zerknirscht stand Abbentheeren in der engen Stube vor seinem Gläubiger und würgte an dem schicksalsschweren Spruch.

„Zum letzten Male, Eikhofbauer! Deine Tochter oder deine Eichen! Ich will mein Geld, ist dir dein Blut zu schade!“

Theda schrie auf und fiel dem Vater um den Hals. „Die Eichen! Du schändest unsern Hof! Das überlebst du nicht! Eh' unser Erbe ausgezogen wird, laß' ich mich selbst entkleiden, weil ich dich und den Eikhof über alles liebe. Ich geh' mit dir zu Grunde, wenn der Wald stirbt.“

Abbentheeren kämpfte um sein Heiligstes. Höhnend rauschte das Lied der Eichen durch die Fenster wie Meeresbrandung aus Sturm geboren. Dazwischen hämmerte der Herzschlag Thedas an seiner Brust wie Trommelschläge gegen das Gewissen. Ihn graute vor dem Opfer eigenen Blutes. Er würgte immer noch an der Entscheidung.

Da entwand sich Theda Abbentheeren den Armen ihres Vaters. Bangend um die Schicksalswende trat sie mutig dem Peiniger des Eikhofes entgegen.

„Die Eichen sollen bleiben! Den Schimpf trag ich allein, selbst wenn ich mich entblößen muß!“ Ihre Augen senkten sich in Scham, und zitternd rang sie sich von ihrem Vater los.

Triumphierend ergriff der Gläubiger die Hand der Erbin. Er riß sie an sich und sah spöttisch auf den Eikhofbauern nieder. Theda schauderte. Sie fühlte den Gifthauch dieses gierigen Mannes, den sie aus tiefster Seele haßte. Fest hielt er ihre Hand umkrallt. Sie wehrte sich. Ihr Stolz bäumte sich gegen einen solchen Gewaltgriff auf. Seine Worte waren Schadenfreude.

„Du bist nicht mehr die erste Katze, die ich zu bändigen verstehe. Mußt noch lernen, als Täubchen aus der Hand zu fressen. Hast du dich mir versprochen, ist auch der erste Kuß mein Recht.“

Sein Gelächter brachte sie von Sinnen. Wie eine Gerte fuhr ihre Hand durch sein Gesicht, auf dem sie Flammen zeugte. Im Schreck ließ er das Mädchen fahren. Donnernd krachte die Tür ins Schloß, und als er aufsah, stand er vor Abbentheeren allein.

„Diesen Streich bezahlst du doppelt,“ wütete er den Bauern an. „Ich begehre eure Tochter ohne euren Verspruch. Ist sie mir nicht zu Willen, dann stirbt der Wald für sie. Eikhofbauer, haltet euer Blut im Zügel, daß ich nicht letzten Endes beides fordere! Ihr seid nicht mehr der Herr auf euerm Hofe.“ Damit ging er, Abbentheeren sich selbst überlassend.

Der Eikhofbauer reckte sich empor. „Nie, nie!“ schrie er dem Gläubiger nach. „Du magst den Eikhof schänden, aber niemals seine Tochter!“ Er drohte in der engen Stube am Zorne zu ersticken und rang nach Luft. Draußen umheulten ihn die Eichen.

„Du hast den väterlichen Hof verraten! Du hast den väterlichen Hof verraten! Du handelst an uns Eichen ehrlos. Wir standen an der Wiege deines Erbes und sangen durch Jahrhunderte sein Lebenslied. Wir sind das Schicksal aller Abbentheeren und gaben euch die Kraft, Freude und Leid zu tragen. Wir tranken aus demselben Boden, atmeten im gleichen Licht und waren unzertrennlich. Wir bauten auf euere Liebe wie ihr auf unsere Kraft. Ohne uns seid ihr der Sonnendarre und dem Nordsturm ausgeliefert.“

Abbentheeren hielt sich die Ohren vor dem Geschrei der Ausgestoßenen zu. Seine Augen vermochten sie nicht anzusehen. Er ging um sie herum wie um gekränkte Freunde.

Zur gleichen Stunde wand sich Thea im Seelenkampfe um Liebe, Schmach und Erbe. Einmal hatte sie zum Vater vom Försterhaus gesprochen. Da wurde er knorrig wie seine Eichen. Seitdem schwieg sie. Es wurde ihr so schwer, eine Liebe gegen die andere abzuwägen. Ohne Eichen gab es keinen Eikhof, kein stolzes Erbe. Blieb ihr nur die Schmach noch übrig? Die Pflicht ehrloser Hingabe an ihren Peiniger bohrte sich immer tiefer in ihren Geist, bis sie rettungslos der Wahnidee verfiel. Alles um eines Fetzen Papiers willen, der über einen ganzen Wald gebot.

Ihr Wille hatte sich entschieden. In jener sommerschweren Nacht jagten böse Träume Abbentheeren. Ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager. Da hörte er draußen Tritte. Als er auf die Diele sprang, stand er der opferbereiten Tochter gegenüber und erbleichte.

„Theda! Was willst du tun? Wirfst du die Eikhofehre vor die Hunde, dann hab ich keine Tochter mehr!“ Ihm zitterten die Knie. Theda sank vor ihm nieder.

„Vater! Um dich und unseres Erbes willen, um unser Heiligtum, die Eichen, wollt ich gehen.“

„Nur zu!“ wehrte Abbentheeren, „Doch wenn du wiederkommst, dann kannst du deinen alten Vater zu Grabe tragen, dann soll er ausgelitten haben.“

Dies Geständnis lähmte Thedas Glieder und stieß sie erneut in wilde Zweifel. Das Herz stockte, die Glieder zuckten, und mühsam schleppte Abbentheeren seine Tochter in ihr Gemach zurück. Ueber die stolzen, urväterlichen Eichen war der Stab gebrochen. —

Es war ein nebelkalter Dezembertag. Der Wald stand schwarz und wiegte sich in einen langen Wintertraum. Da ging ein Weckschlag durch die Stille, der alle Stämme erzittern ließ. Schmerzerschrocken wachte der Fürst der Eichen auf und fühlte eine Wunde in der Flanke. Er trotzte ihr mit starkem Leibe. Der zweite Hieb ging in dieselbe Leibesöffnung. Stahlhart stemmte sich der Starke gegen sein Geschick. Es ließ nicht nach. Seine Paladine wurden gleichfalls angefallen, Hieb sauste auf Hieb hernieder. Erschrocken zitterte der Wald in seinen Gliedern. Die Nebel flohen entsetzt zur Sonne. Mit den Geschlagenen heulte der Wind ein Klagelied. Die Aeste krächzten, schüttelten vor Schmerz die Zweige und krümmten ihre Kronen in der Pein. Im Eichenkamp erklang ein nie gehörtes Schlachtgetümmel. Die Riesen wetterten und wüteten in Todesnot. Kreischend setzten die Sägen ein und schnitten eine Lebenssäule nach der andern ab. Der alte Herrscher, den drei Feinde kaum umspannen konnten, wurde matt und wankte. Noch einmal taumelte er empor, dann fiel er donnerkrachend nieder. Sterbend stürzte er auf seine Mörder, die durch gewandte Sprünge ihr Leben sicherten. Seine Getreuen fielen über ihn. Tagelang hallte der Sterbeklang der Eichen über den stillen Hof, der immer lichter wurde, bis eines Tages alle Riesen erschlagen und zerstückelt im weichen Moose lagen.

Nach diesem Schlachten kehrte eine Kirchhofsstille auf dem Eikhof ein. Sein Peiniger schritt siegestrunken, dennoch unbefriedigt über die schandvoll aufgedeckte Blöße. Alle Eikhofstämme gäbe er für einen einzigen, den ihm das Schicksal vorenthalten hatte. —

Theda fühlte sich heimatlos, seitdem der Wald gestorben war; sie glaubte sich liebeleer, nachdem ihr Opfermut vereitelt war. Die stille Winternacht lastete auf ihrer Seele. Glanzlosen Auges sah sie dem kommenden Frühling entgegen. Niemals betrat sie den öden Schandfleck ihres Hofes. Sie mied ihn wie ihr Vater.

Da stürmte an einem ahnungsvollen Lenztage Abbentheeren atemlos in ihr Gemach.

„Theda, der Frühling naht! Neues Leben entsteigt der Erde! Unser Eikhof treibt einen neuen Wald. Die ganze Blöße ist ein grüner Eichenschimmer!“

Fassungslos starrte sie den Vater an. Sollte es noch Wunder geben? Zum ersten Male ließ sie sich wider ihren Willen auf jenen öden Waldfriedhof führen. Zart und hoffnungsfreudig reckten Hunderte von jungen Pflänzlingen ihre ersten Blätter in den blauen Himmel.

Drüben am Wiesenrande erhob sich eine Gestalt, um jenseits der Heide zu entweichen. Doch gab es kein Entrinnen mehr. Der Försterhans sah sich ertappt.

Schweigend stand er vor dem Eikhofbauern, der mit seiner Tochter von den Bäumchen zu ihm aufblickte.

„Eikhofbauer! Ihr wartet auf ein Wort von mir.“ Er wies auf die Hege. „Ich tat's für euere Tochter. Ich kann sie nimmer leiden sehen, auch wenn ihr meine Hand nicht nehmen wolltet. Die Pflanzung schenk ich euch. Pflegt sie, bis sie den Eikhof wieder überschattet.“

Eine heiße Welle schoß durch Thedas Herz. Abentheeren legte stumm die Hände seiner Tochter in die des Försterhans und wischte sich eine Träne aus dem Auge. Auf den Gesichtern seiner Kinder lag verklärter Glanz. Säuselnd strich der Wind die zarten Blätter; durch den jungen Wald zog verheißungsvolles Frühlingsrauschen.

Der Kampf gegen die Wölfe in Rußland

Während der letzten Jahre haben im Gebiet der Sowjetunion die Wölfe in zunehmendem Maße ihr Unwesen getrieben, besonders in diesem Jahre ist die Plage im klassischen Land der Wölfe sehr ernst. Lediglich in der russischen Sowjetrepublik schätzt man die Zahl dieser Tiere auf Hunderttausend, denen jährlich etwa eine Million Stück Vieh zum Opfer fallen. Dieser Schaden läßt sich auf zwanzig Millionen Rubel jährlich beziffern, wobei der Schaden, den der Jagdbetrieb von der übergroßen Zahl der Wölfe erleidet, noch nicht mit berücksichtigt worden ist. —. Bisher bekämpfte man diese Raubtiere durch Zahlung von Prämien für getötete Wölfe; hin und wieder wurden auch in kleinerem Umfange, Treibjagden veranstaltet. Weder die eine noch die andere Bekämpfungsart brachte genügend Erfolg. Darum hat die russische Regierung jetzt beschlossen, während der nächsten Jahre regelmäßig an festgesetzten Terminen Treibjagden größten Umfanges zu organisieren und hierbei systematisch vorzugehen. Man hegt die Hoffnung, auf diese Weise die gegenwärtig noch so verheerende Wolfplage in absehbarer Zeit zu überwinden.

Das große Sehnen

Skizze von Hans Erich Lübke.

Wulf Reimer war einer von denen, denen das Leben in der Großstadt nach mehrjährigem Aufenthalt in ihr nicht mehr behagte, besonders dann nicht, wenn ihre Wiege irgendwo in einer stillen Stadt oder in einem friedvollen Dorfe, eng mit der freien schönen Gottesnatur verwoben, gestanden hat.

Wenn er im Laufe der Jahre besuchsweise dort weilte, wo sich seine Muskeln zuerst spannten, seine zarten Knochen stählten und sein Blick weit und frei wurde — empfand er es immer schmerzlicher, daß die Pflicht ihn unsanft aus seinen Träumen herausriß und ihn zur Rückkehr in die Großstadt aufforderte.

Was bot ihm, dem Naturkinde, die Großstadt? — Wie ein Gefangener, der sich in großen, grauen Gebäuden bewegt und auf steinigem Boden zwischen hohen, rauchgeschwärzten Häusermauern bewegen muß, kam er sich vor. Vom weiten Himmel verblieben ihm nur figürliche Ausschnitte. Die liebe Sonne grüßte ihn nur zeitweise, meistens zwischen Giebeln und Schornsteinen hindurch, von dunstiger Luft verschleiert. Wie die Sonne auf die taufrische Morgenwelt stieg, wie sie nach arbeitsreichem Tageslauf ermüdet in ihre brennendroten Wolkenkissen sank, blieb seinen Augen verborgen. Von der grünenden, blühenden Flur blieben ihm nur einige Straßenbäume, denen er die Einsamkeit und Trauer um die verlorene Freiheit anzusehen vermeinte. Freundliche Blumensträuße, mit denen seine Frau immer wieder die Zimmer schmückte, vertieften nur sein Sehnen nach stillem ländlichen Glück.

Wo war seine blühende Gesichtsfarbe geblieben? Die ruzige, staubige, verdorbene Luft hatte sie gebleicht. Müde und fahl waren seine Züge geworden. Umbraust von dem lärmenden Getöse der Großstadt sehnte er sich endlich dahin zurück, wo Leib und Seele wieder genesen und wieder jung werden würden — nach Stille und Frieden.

Wulf Reimer war dennoch nicht undankbar gegen die Großstadt; denn er wußte, daß er ihr unendlich viel an Wissen und Fertigkeiten verdankte. Und da er ein feinsinniger Mensch mit tiefem Empfinden war, wußte er, daß auch die Großstadt, die steinerne Welt, ihre Kraft und Schönheit, ihre Poesie hat, daß auch in ihr Liebe und Leid, Freude und Schmerz beieinander wohnen. — —

Wie oft hatte er nun schon die Wohnung gewechselt! Nirgends konnte das Naturkind geheimisch werden. Die Sehnsucht nach der verlorenen ländlichen Heimat quälte ihn zu sehr, wie immer wieder der Gedanke, im tiefsten Grunde ein Heimatloser zu sein. Dann überkam ihm eine tiefe Traurigkeit.

Ja, wenn er da draußen ein kleines stilles Häuschen inmitten eines bunten Blumengartens sein Eigen nennen dürfte, dann würde er zufrieden und glücklich sein. Doch die Mittel fehlten Wulf Reimer, und sein Beruf würde es kaum zulassen, fern von der Arbeitsstätte zu wohnen. Was ihm aber die Welt versagte, das schenkte ihm in unendlich reicherem Maße seine lebhafte Phantasie. — In stillen Stunden entschwebte seine Seele in das Land seiner Sehnsucht, in sein Heim. — — —

Es war ein kleines niederdeutsches Haus aus weiß umsäumten, warmen Backsteinen gefügt unter einem tief herabgezog. grauen Pfannendach. Beglückende Gemütlichkeit wohnte in seinen trauten Räumen. Ein kleines Giebelzimmer mit einem Balkon, von dem man einen weiten freien Blick bis in die wesenlose Ferne hatte, hatte er eigens für sich einrichten lassen. In ihm weilte seine Seele am liebsten. Morgens würde die liebe Sonne bei ihm am frühesten und abends am spätesten sein. Und des Nachts kletterte der stille Mond ganz leise auf das weiße Balkongeländer und erhellte mit seinem milden, matten Glanz das Stübchen. Und die Millionen weiß schimmernden Sterne würden zwar stumm bei ihm vorüberschweben, aber alle die großen und die kleinen, würden ihm freundlich zublinken.

Uralte blühende Linden neben seinem Hause ertatmeten süßliche Düfte. Leise summten fleißige Bienen und Hummeln von Blüte zu Blüte. Mitten im Garten stand eine einzige große Kastanie mit herrlichen Kerzen. Im duftenden Flieder und im blütenschweren Goldregen sangen und nisteten die kleinen Vögel. Und auf dem kurzgeschorenen smaragdgrünen Rasenteppich unter dem leise lispelnden Blätterdach spielten unzählige lustige Sonnenfunken.

Oh, das würden seine wachen Sinne alles beobachten und sein fühlendes Herz freudig empfinden! — — —

So hatte seine Phantasie sich alles wunderschön ausgemalt, nur die Beschaffenheit seines Blumengartens verursachte ihm Kopfzerbrechen. Wenn er daran dachte, welche Farbenpracht die Natur alljährlich verspräche, wenn er seiner mit den Augen der Seele geschauten Bilder gedachte Bilder von schlichter Einfachheit, aber auch von unerhörter Pracht: dann war er ein wenig betrübt, denn er konnte sich nicht für einen bestimmten Garten entschließen. Dann legte er sich wohl die Frage vor, warum das Geschick ihn eigentlich mit farbenfrohen Malerauges, mit Märchenaugen, die in der weiten, schönen Welt ein Wunder über das andere mit verzückter Seele schauten, beschenkt hatte; denn mit anderen Augen ausgestattet, wäre er kaum zu einem Entschluß gekommen.

Da sah er eine Gartenwiese von unzähligen Tulpen, Narzissen und Lilien, die still und stolz ihre schneeweißen, gelben, rosigen und dunkelroten Glocken und Kelche trugen. Und über all dieser bunten Farbenpracht wogten schwer betäubende Duftwolken. — Wundersame, poesieerfüllte Schauer durchrieselten seine entzückte Seele beim Gedenken dieses Blüten- und Düftemeeres.

Er liebte aber auch eine sonnenbeglänzte Blumenwiese, wie sie die weite, stille Marsch jedes Jahr hervorzaubert. Da waren kleine, weiße Gänseblümchen, blaue und rote Himmelsschlüsselchen, buttergelb glänzende Dotterblumen, Vergißmeinnicht und rotgelber Löwenzahn, teilweise schon mit der weißseidigen kugeligen Federkrone der reifen Früchte. — In Andacht versunken würde er sich nicht satt sehen können an den Wunderwerken der göttlichen Allmacht, die sich in diesen kleinen, stillen Blumen verkörperte.

Wiederum schritt er in Gedanken zwischen regelmäßigen Blumenbeeten einher, die von niedrigem Buchsbaum eingefaßt waren. Er sah dort Goldlack, Kamillen, Geranien, blaue Glockenblumen, Rosen und allerlei Bauernblumen. Aus einem großen Beet in der Mitte grüßten ihn seine Lieblingsblumen: brennend roter Mohn . . .

So gewiß er seine Mohnblumen finden würde, so gewiß wollte er ein Stück Heideland um sich haben. Von der Weißdornhecke am einsamen Feldweg bis zu dem auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Hause sollte sich ein dichter Heideteppich, von weißstämmigen Birken umrahmt, ausbreiten. Ernst und beschaulich dastehender Wacholder, goldgelbe Ginsterbüsche und moosbewachsene Findlinge sollten nicht fehlen.

Dieser Heidegarten sollte sein Lieblingsaufenthaltsort sein. Hier wollte er mit den Händen unter dem Kopf liegen und träumen, wollte